

**PAVILLON**



ROBYN SISMAN

# In fremden Betten

Roman

*Aus dem Englischen  
von H. Roberts*

PAVILLON VERLAG  
MÜNCHEN

Titel der Originalausgabe  
PERFECT STRANGERS

*Umwelthinweis:*

Dieses Buch wurde auf chlor-  
und säurefreiem Papier gedruckt.

Taschenbuchausgabe 07/2007

Copyright © 1998 by Robyn Sisman

Copyright © der deutschen Ausgabe 1999

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2007

Umschlagillustration: © Paul Burley / photonica / Getty Images

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

<http://www.heyne.de>

ISBN: 978-3-453-77098-0

*Für Adam*



# 1

Bereits während des Abendessens, irgendwann zwischen dem Hauptgang – Seezunge mit Kräuterpolenta – und dem triumphalen Erfolg von Bridgets hausgemachtem Tiramisu, hatte es heftig zu regnen begonnen. Es handelte sich diesmal keineswegs um das gewohnte englische Dauernieseln, sondern um einen regelrechten Wolkenbruch, der in kaskadenartigen Schauern gegen die Scheiben prasselte, sich an den Straßenrändern in reißenden Sturzfluten sammelte und schließlich rauschend in die Gullys strömte. Zwei Stunden später schüttete es noch immer in unverminderter Stärke auf die Straßen des weniger vornehmen Teils von Londons Stadtviertel Kensington. Suze, die an einer Kreuzung stand und verzweifelt auf ein Taxi wartete, fühlte sich, als habe man sie gerade aus dem Wasser gezogen. Ihre vom Regen vollkommen durchnäßte Lederjacke verströmte einen animalischen Geruch, und aus den Haaren rann ihr das Wasser mit einem unangenehmen Kribbeln wie von Spinnenbeinen über das Gesicht. Lediglich ein einzelner Gedanke, der sie voller Inbrunst erfüllte, hielt sie warm.

Ich werde niemals heiraten, schwor sie sich. Und niemals so langweilig, so angepaßt und so selbstgefällig werden – in diesem Moment mußte sie einen Satz zur Seite machen, da ein Zeitungsauslieferungswagen an ihr vorbei durch eine Pfütze fuhr und ihr einen ganzen Schwall des Regenwassers bis in Kniehöhe gegen das Bein spritzte. *The Sun*, las sie im roten Licht der Rückstrahler. Die Sonne – wie sinnig! Das Regenwasser rann ihr unangenehm kalt die Beine hinunter bis in ihre brandneuen Wildlederschuhe, mit denen sie Bridgets Mann hatte beeindruckend wollen. Sie seufzte. Eitelkeit, dein Name ist Weib. Bridget, dein Name ist Verräterin. Suze, dein Hirn ist Brei.

Dabei hätte sie es von vornherein besser wissen müssen. Ja, damals, als sie gemeinsam in der PR-Abteilung eines Verlags-

hauses gearbeitet hatten, war Bridget noch ein guter Kumpel gewesen. Suze hatte sich ihre ersten Sporen als junge Nachwuchskraft im Bereich Design verdient, und Bridget hatte, wenn auch nicht gerade wegen ihrer qualifizierten Arbeit, so doch zumindest wegen ihrer wohlgeformten langen Beine von sich reden gemacht. Die beiden Mädchen waren enge Freundinnen geworden, hatten unerbittlich mit allem geflirtet, was Hosen trug, und die Mittagspausen dazu genutzt, in Designerboutiquen Kleider anzuprobieren, die sie ein Monatsgehalt gekostet hätten. Sie waren unzertrennlich gewesen – manchmal hatten sie ganze Nächte durchgemacht, nach denen sie sich in irgendeinem Café in Soho mit einem doppelten Espresso und im Waschraum des Büros mit einem kurzen Auffrischen des Make-ups für den Tag gerüstet hatten. Doch seit Bridget zur Verräterin geworden war und Toby vor den Altar gelockt hatte – Suze sah ihn in Gedanken als Karikatur eines Prinzen vor sich, der sich mutig und mannhaft seinen Weg durch Stoffblüten, Schleifen und Wolken von elfenbeinfarbenem Taft bahnte –, war die ehemalige Verbündete so spießig geworden, daß es Suze geradezu wahnsinnig machte. Innerhalb aller kürzester Zeit hatte Bridget ihre Arbeit, das Rauchen, den Alkohol sowie jegliche eigenen Wünsche und Gedanken aufgegeben und sich in nur zwei Jahren ein madonnenhaftes Dauerlächeln und ein Baby zugelegt. Sie betrachtete Suzes Lebensstil inzwischen mit einer Mischung aus mütterlichem Unbehagen und kritischer Neugier. Und sie machte mehr als deutlich, daß sie Suzes Karriere keineswegs als einen Ersatz für einen Ehemann gelten ließ. Doch als Suze von ihr zum Abendessen eingeladen worden war, hatte sie um der alten Freundschaft willen zugesagt und war in dem Bewußtsein hingegangen, als attraktiver Single allen die Schau zu stehlen.

Sie waren insgesamt acht Personen gewesen: drei verheiratete Paare, ein Junggeselle und Suze – also eine Konstellation, die es in sich hatte. Bei dem Junggesellen handelte es sich um einen Kollegen von Toby, einen Immobilienmakler namens Charles. Er war blond und wohlgenährt und trat in seinem teuren Anzug und einem konservativen, gestreiften Hemd



sehr selbstbewußt auf. Nachdem Suze ihm vorgestellt worden war, ignorierte er sie erst einmal gänzlich, was wahrscheinlich darauf zurückzuführen war, daß er sich ebenso wie sie wie ein Ausstellungsstück in einem Völkerkundemuseum fühlte. ›Unverheiratete Stadtbewohnerin, spätes zwanzigstes Jahrhundert‹ würde wahrscheinlich auf dem Hinweisschild stehen. ›Beachten Sie die typischen Signale der Bereitschaft zum Paarungsritual – himbeerroter Lippenstift und Minirock‹.

Während der ersten zehn Minuten saß sie auf dem Sofa, eingeklemmt zwischen Katie und Victoria, die sich in entmutigenden Details über den Ablauf einer Geburt unterhielten. Die Männer hatten sich an das andere Ende des Raumes zurückgezogen und sich mit der kritischen Begutachtung des Weinangebotes wichtig gemacht. Tobys älterer Bruder Hugh, ein Weinhändler, war ganz besonders stolz auf den Claret. Suze hatte an ihrem Pinot Noir genippt und ins Leere gelächelt, während ständig Fetzen verschiedener, für sie unverständlicher Fachjargons über sie hinweggebrandet waren: Epiduralanästhesie ... Tannin ... Beigeschmack von Brombeeren ... Plazenta. Sie hatte ihr Glas Wein viel zu schnell hinuntergestürzt, nur um mit der Ausrede, es neu füllen zu wollen, in die Küche zu entkommen. Dort war sie auf Bridget gestoßen, die mit sorgenvollem Gesicht in ihren Einbauherd starrte.

»Kann ich irgendwie helfen?«

»Alles unter Kontrolle«, flötete Bridget etwas gekünstelt. »Nun ja – wenn du vielleicht so gut wärst, den Videorecorder zu programmieren? Der Timer spielt verrückt, und es gibt ein wichtiges Fußballspiel, das Toby gerne aufnehmen möchte. Elektronik ist nicht gerade seine Stärke, weißt du.«

Suze liebte elektronische Geräte aller Art. Sie kehrte ins Wohnzimmer zurück und bahnte sich selbstbewußt einen Weg zwischen den Männern hindurch wie einst Moses durch das Rote Meer. Von unverhohlenen kritischen Blicken begleitet, gab sie mühelos das gewünschte Programm ein.

Toby zwinkerte Charles anzüglich zu. »Nicht nur ein hübsches Gesicht, oder?«

»Das soll heute bereits ein Vierjähriger können«, brummte Charles ungerührt – was von Suze mit einem lachenden Kommentar quittiert wurde: »Leider geht Toby schon auf die Vierzig zu.«

Dann war es Zeit für das Abendessen: eine ziemlich hochstilisierte Angelegenheit mit Kerzenleuchtern, gestärkter Tischdecke, drei verschieden großen Gläsern vor jedem Gedeck und einem teuren Porzellanservice. Suzes Platz befand sich zwischen Toby und Charles. Und das Tischgespräch rankte sich zunächst um die üblichen Themen: Urlaubsreisen, Kinofilme, Restaurants, die Frage, ob es angeberisch sei, in der Stadt einen Jeep zu fahren, die Preise der neuesten Küchenherde, die Frage, wie man einen Lotteriegewinn am besten anlegen sollte, und die beste Kaufadresse für hausgemachte Pasta. Nigel und Katie berichteten beinahe synchron über ihre Erfahrungen aus dem Geburtsvorbereitungskurs, den sie gemeinsam besuchten. Dann war Suze von Charles vertrauensvoll angeboten worden, die Kosten für ihre Wohnung durch Umschuldung zu senken. »Dazu müßte ich sie mir natürlich erst ansehen«, fügte er bedeutungsvoll hinzu. Schließlich diskutierten er und Toby während der Nachspeise über Suzes Kopf hinweg ausgiebig über berufliche Fragen. Suze unternahm zumindest einen Anlauf, ein Gespräch mit Katie zu beginnen, indem sie ihr ein Glas Wein anbot. Es blieb allerdings beim Versuch, da Katie erschrocken ihre Hand über das Glas legte und bemerkte: »Das Baby!«

Als Toby sich ihr zuwandte, war Suze deshalb beinahe erleichtert – bis er seine Frage laut heraustrompetete.

»Nun, kleine Susannah, was macht eigentlich dein Liebesleben?«

Auf einen Schlag war es still in der Runde. Sieben Paar Augen richteten sich erwartungsvoll auf sie.

»Alles bestens«, erwiderte sie wenig überzeugend. Und wie ist es bei euch Verheirateten? war ihr trotzig durch den Kopf geschossen. Ist Sex nach Fahrplan vielleicht automatisch Bestandteil des Heiratsversprechens?

»Immer noch niemand Festes?« erkundigte sich Bridget wohlmeinend.

»Also ...«

»Du Arme.« Katie legte ihre Hand auf ihren von der Schwangerschaft angeschwollenen Bauch, der ungefähr zwei Handbreit unter ihrem Kinn zu beginnen schien. »Ehrlich gesagt, könnte ich mir jetzt gar nicht mehr vorstellen, mich noch einmal auf dieses ›Und was machen Sie beruflich?‹ oder ›Ob er mich wohl anrufen wird?‹ einzulassen.«

Die anderen Frauen stöhnten bei diesem unsäglichen Gedanken laut auf.

»Erinnere mich nicht daran ...!«

»Diese Ungewißheit ...«

Suze warf trotz ihr Haar zurück, stützte die Ellenbogen auf die Tischplatte und protestierte lautstark. »Aber das ist doch gerade das Schöne daran. Wie langweilig, zu wissen, daß man für den Rest des Lebens immer nur mit demselben Mann nach Hause gehen wird. Wenn man ledig ist, gleicht jede Nacht einer Abenteuerreise. Das habt ihr doch sicher noch nicht vergessen? Partys, Clubs, die Spannung, jemanden Neues zu erobern.«

»Oho!« rief Charles aus und warf Suze einen höchst interessierten Blick zu.

»Trotzdem, es ist nicht dasselbe, nicht wahr, Hugh?« Victorias Hand tätschelte das dickliche Bein ihres Gatten.

»Allerdings nicht«, seufzte dieser, wobei er einen begehrlchen Blick zu Suzes Busen wandern ließ. »Ich meine, natürlich hast du recht. Autsch, Vicky, das hat weh getan.«

»Das Problem ist doch«, predigte Nigel, »wenn ein Mädchen erst einmal die besten Jahre hinter sich hat, sind die besten Männer bereits vergeben.«

»So ist das Leben«, stimmte Toby zu und strich sich über seine Stirnglatze. »Es gibt eine ganze Menge lediger Kolleginnen jenseits der Dreißig bei uns im Büro. Einige davon sehen sogar noch ganz schön appetitlich aus. Ist es nicht so, Charles?«

Charles schwieg einen Moment lang, bevor ein freches Grinsen über sein Gesicht huschte. »Karen Wiggins«, rief er aus. Die beiden Männer lachten schallend.

Suze errötete. »Ich für meinen Teil habe meine besten Jahre noch keineswegs hinter mir«, verteidigte sie sich. »Und ich

weiß nicht, was so wunderbar daran sein soll, jemandem die Socken zu waschen und für jemanden Essen zu kochen, der schon dabei ist, die letzten Haare zu verlieren, und den für den Rest seines Lebens nichts anderes mehr interessiert als der tägliche Sportteil der Zeitung.«

Eine unangenehme Stille trat ein. Alle blickten betreten auf ihre Teller.

Dann räusperte sich Hugh. »Was haltet ihr eigentlich von dem Wein?«

Eine Welle des Lobes schlug ihm entgegen, während Suze das dumme Gefühl hatte, daß sie etwa fünfundneunzig Glas Wein getrunken haben mußte, ohne überhaupt etwas von dem Geschmack wahrgenommen zu haben. Sie nippte ostentativ an ihrem Wein und runzelte dann die Stirn. »Vielleicht eine winzigkleine Spur mehr Tannin, dann wäre er perfekt.«

»Wie geht's eigentlich bei der Arbeit?« schaltete sich Bridget hastig ein. »Suze arbeitet nämlich in der Designabteilung der Werbeagentur Schneider Fox«, erklärte sie Charles. »Was ist denn dein neuestes Projekt, Suze?«

Suze überlegte einen Moment. »Weight Watchers«, sagte sie schließlich. »Diese Woche mußte ich die Aufnahmen für die Werbekampagne leiten... darauf achten, daß sie in das Profil der Firma paßt und all so was. Die Idee ist jedenfalls die, daß ein nackter Mann langgestreckt daliegt. Der Betrachter sieht aus dem Blickwinkel des liegenden Mannes an seinem Körper hinunter – ein dicker, haariger Bierbauch und zwei Füße, die dahinter hervorschauen. Oben ist die Zeile zu lesen: ›Wo steckt er denn?‹ Sie kicherte. »Und unten steht: ›Mit Weight Watchers können Sie ihn wiederfinden.‹ Wie gefällt euch das?«

»Ziemlich keß«, schmunzelte Charles. Seit der offenen Diskussion um Suzes Liebesleben war er sichtlich aufgetaut.

»Dämliche Feministinnensprüche«, beschwerte sich Toby. »Es ist völlig normal, daß ein Mann etwas zulegt, wenn er älter wird.« Er klopfte sich liebevoll auf seinen beachtlichen Bauch.

»Wie Nigel schon ganz richtig bemerkte«, erinnerte ihn Suze mit ernster Stimme. »Wenn du erst einmal die besten Jahre hinter dir hast...«

Suzes Gedanken an diesen Triumph wurden jäh von einem vertrauten Brummen unterbrochen. Ein Taxi kam einige Meter von ihr entfernt zum Stehen, und Suze spurtete eilig darauf zu, um den Türgriff direkt aus der Hand des letzten Fahrgastes entgegenzunehmen.

»Islington«, keuchte sie atemlos und ließ sich auf den Rücksitz fallen, noch bevor der Fahrer sich womöglich entschied, Feierabend zu machen.

»Ach du liebe Güte, Kleines, waren Sie etwa schwimmen?«

Suze wischte sich das Regenwasser von den Augen, wrang ihr klatschnasses Haar aus und lehnte sich zurück, wobei sie mit ihren durchnässten Sachen geradezu am Sitz festklebte. Ihr gegenüber hing das Werbeschild einer Partnervermittlungsgesellschaft. »Einsam?« fragte es in riesigen Buchstaben. Sie schloß erschöpft die Augen.

Während des nach dem Essen servierten Kaffees hatte Bridget plötzlich ein besorgtes Gesicht gemacht und ihre Hand auf Tobys Arm gelegt, und dann war sie aus dem Zimmer gestürzt. Als sie zurückgekehrt war, hatte sie dreingeschaut wie ein aufgeschrecktes Huhn. »Unser Timmylein fühlt sich einsam«, gackerte sie. »Er möchte unbedingt mitfeiern.«

Das Kleinkind wankte herein und starrte aus verschlafenen Augen verwundert einige Sekunden auf die flackernden Kerzen, bevor es in ein ohrenbetäubendes Geschrei ausbrach. Sofort wurde es von einem zum anderen gereicht, auf Schultern getragen, hin- und hergewiegt und schließlich mit der Zeitschaltuhr des Herdes abgelenkt, während die sechs Eltern und werdenden Eltern sich über die Schlafgewohnheiten von Säuglingen bis hin zu den neuesten Windelmarken und Schnabellassen austauschten.

In ihrer Verzweiflung machte sich Suze daran, das schmutzige Geschirr abzuräumen und in die Küche zu bringen. Als sie es gerade unter fließendes Wasser hielt, um es dann in den Geschirrspüler einzuräumen, bemerkte sie, daß Charles ihr in die Küche gefolgt war. Er schloß die Tür und lehnte sich von innen gegen sie, wobei er Suze unverhohlen von oben bis unten mit seinen Blicken maß.

In diesem Augenblick wünschte sich Suze sehnsüchtig, sie hätte nicht gerade das neue, enganliegende Leopardenshirt angezogen. »Du hast wohl noch nie eine Frau beim Abwaschen gesehen?« bemerkte sie trocken.

Er stieß ein selbstbewußtes, angetrunkenes Lachen aus. »Was hast du denn am Wochenende vor, du wildes, ungebundenes Mädchen?« Er näherte sich ihr auf Bridgets provenzalischen Küchenfliesen. »Hättest du vielleicht Lust auf einige Tage auf dem Lande? Grüne Felder, ausgiebig frühstücken auf dem Bauernhof, ein gemütliches Himmelbett... mich. Und das alles ganz unverbindlich.«

Suze starrte auf das Spülwasser, wie es im Kreis herumwirbelte, bevor es in den Abfluß hinabströmte. Gab es wirklich Frauen, die zu einem solchen Angebot ja sagten? Für einen Moment vergaß sie, daß sie eigentlich eine starke, moderne Karrierefrau war, und wäre am liebsten in Tränen ausgebrochen. Doch sie riß sich zusammen, drehte sorgfältig den Wasserhahn zu und trocknete sich mit dem Geschirrhandtuch die Hände ab. Dann drehte sie sich zu ihm um und sah ihm direkt in die Augen. Charles grinste sie mit einem überlegenen Blick an.

»Ich glaube nicht«, sagte sie kühl. »Danke für die Einladung.«

»Komm schon, du solltest auch einmal ein bißchen Spaß haben.« Er griff nach dem Ende des Geschirrtuches und zog sie zu sich heran. »Toby sagte mir, daß du wenig Gelegenheit dazu hast.«

»Dann täuscht sich Toby gewaltig«, erwiderte sie mit einer Stimme, die für sie selbst wenig überzeugend klang. »Ich komme schon nicht zu kurz, keine Sorge. Aber wärest du bitte so gut, das Geschirrtuch loszulassen?«

Er hielt es noch einen Moment fest, um ihr zu zeigen, daß er sich von ihr nichts sagen ließ, und warf das Ende dann in einer herablassenden Geste zu ihr zurück. »Selber schuld.«

Als Timmylein endlich wieder in seinem Kinderbettchen verstaubt war, spielten sie das Hutspiel. Jeder mußte mehrere Namen von berühmten Persönlichkeiten auf einen Zettel schreiben, der dann zusammengefaltet und in einem Hut eingesammelt wurde.

»Ach du liebe Güte!« kicherte Katie und warf den Männern hilfesusuchende Blicke zu. »Mein Gehirn ist wie leergefegt. Das muß die Hormonumstellung durch die Schwangerschaft sein.«

»Jeanne d'Arc«, kritzelte Suze auf den Zettel, »Germaine Greer«, »Marie Curie«, »Herodes«.

Dann wurden Zweiergruppen gebildet, von denen jeweils einer einen Zettel aus dem Hut fischen und dem Partner Stichworte zurufen mußte, damit dieser die gesuchte Persönlichkeit erriet. Toby, der die Sensibilität eines Autobusses besaß, bestand darauf, daß Suze sich mit Charles zusammentat.

»Da haben wir endlich ein Spiel, das wir zusammen spielen können«, scherzte Suze. »Und du bist nicht mal schlecht mit mir bedient. Ich gewinne immer.«

Er zog die Augenbrauen hoch. »Ich dachte eigentlich, daß ich aus dem Alter heraus bin, Partyspiele zu spielen.«

»Also gut, Kinder.« Toby nahm seine Armbanduhr ab und legte sie vor sich auf den Eßtisch. »Suze und Charles fangen an. Ihr habt eine Minute Zeit, um so viele Namen wie möglich zu raten.«

Suze zog den ersten Zettel aus dem Hut und faltete ihn auf: »Hamlet«. Dann wandte sie sich Charles zu, in der Hoffnung, daß er wenigstens nicht auf den Kopf gefallen war.

»Der Prinz von Dänemark?« fragte sie.

»Äh, Olaf?«

»Weiter. Shakespeare?«

»William«.

»Sein oder nicht sein.«

»Das ist hier die Frage.« Charles wirkte reichlich nervös.

»Heiratete Ophelia nicht.«

Ahnungsloses Schweigen.

»Erstach Polonius.« Suze ergriff verzweifelt eine Gabel und machte eine Stechbewegung. »Hinter dem Vorhang.«

»Hmm. Das ist kompliziert.«

»Ping!« beendete Toby in diesem Moment ihre Spielzeit.

Um Punkt elf Uhr sprang Victoria plötzlich wie von der Tarantel gestochen auf. »Der Babysitter«, rief sie schuldbewußt aus. Damit hatte sie das Startsignal für den allgemeinen Auf-

bruch gegeben. Alle schlüpfen eilig in ihre Mäntel, um sich auf den Weg zu machen. Charles übersah Suze geflissentlich und bot ihr mit keinem Wort an, sie nach Hause zu bringen. »Soll ich dir nicht vielleicht doch lieber ein Taxi bestellen, Suze?« erkundigte sich Bridget mit dem besorgt-freundlichen Tonfall einer Sozialarbeiterin, während sie aus Tobys sicherer Umarmung von der Haustür aus in die stürmische Nacht hinausblickte.

Suze schlug betont lässig den Kragen ihrer Lederjacke hoch. »Wer will denn vor Mitternacht schon nach Hause? Bei mir geht die Party jetzt erst richtig los!«

Und schon war sie mit entschlossenem Schritt in die Dunkelheit verschwunden.

Während sie sich vor Kälte zitternd auf dem Rücksitz des Taxis zurücklehnte, mußte Suze beim Gedanken an ihren kühnen Ausspruch seufzen. Seit Monaten war sie auf keiner Party mehr gewesen – jedenfalls auf keiner erwähnenswerten. Sie hatte überhaupt kaum noch Freizeit, da sie regelmäßig zwölf Stunden arbeitete. Wenn sie abends um acht oder neun Uhr von der Arbeit nach Hause kam, hatte sie noch gerade genug Energie, um sich im Supermarkt eine kalorienarme Fertigmahlzeit zu besorgen und diese vor dem Fernseher in sich hineinzuschlingen, bevor sie wie tot ins Bett fiel. Vielleicht hatte Toby ja sogar recht, und sie würde wie eine der zahllosen Frauen mittleren Alters enden, die eine künstliche Dauerfröhlichkeit aufsetzten, sich zu Weihnachten einen Christmaspudding in der Portionspackung für den Singlehaushalt in der Mikrowelle zubereiteten und eine Woche lang Trauerurlaub nahmen, wenn ihre Schmusekatze starb.

Aber war das Los der Verheirateten so viel besser? Suze spürte, wie der Zorn wieder in ihr aufstieg. Was gab Bridget und ihresgleichen eigentlich das Recht, so überheblich zu sein? Wer sagte denn, daß sie all den Kram überhaupt wollte – die Küchenarbeitsfläche aus Granit, die Rüschevorhänge, das Hochzeitsservice, den italienischen Designerkinderwagen, den ewigen Streit darüber, wer den Müll dieses Mal hinuntertragen sollte, oder die Art und Weise, wie Toby sie sein ›altes Mädchen‹ nannte und sich pausenlos über den Ärger



im Büro ausließ, während die gesamte Hausarbeit wie selbstverständlich an Bridget hängenblieb.

Aus dem Autoradio des Taxis tönte gerade eine Oldiesendung. »All the leaves are brown, and the sky is grey«, sangen The Mamas and the Papas: die Musik der Generation ihrer Eltern, die sie aus ihrer eigenen Kinderzeit noch kannte. Sie weckte in ihr die verklärte Erinnerung an verzauberte Partys, bei denen sie schläfrig auf einem aus kuscheligen Kunstfelljacketen gebauten Lager gelegen und das Geschehen aus müden Augen beobachtet hatte. Sie erinnerte sich noch gut an den Geruch nach Zigaretten, den Lärm und auch daran, wie sich der Stoff des Samtkleides ihrer Mutter angefühlt hatte, wenn diese sie hochgehoben und zur Musik durch die Luft gewirbelt hatte. Ihre Eltern waren damals bereits verheiratet gewesen, dennoch hatte sie eine Atmosphäre voller Leidenschaft, Freundschaft und Ausgelassenheit umgeben.

»I'd be safe and warm if I was in L. A. ...«

Ha! Schön wär's. Suze wischte sich ein Guckloch auf die beschlagene Scheibe, schirmte ihre Augen mit beiden Händen ab und schaute hinaus. Sie hatten die Liverpool Road erreicht. Dunkle, geschlossene Läden und aufgestapelte Abfallsäcke, die sich im Regen aufzulösen begannen, starrten ihr entgegen. Der Blumenladen fiel ihr ins Auge. Sie beschloß, am nächsten Morgen Bridget gleich als erstes einen großen Blumenstrauß zu schicken, um ihr kratzbürstiges Verhalten wiedergutzumachen. Schließlich hatte das Essen wirklich köstlich geschmeckt.

»Hier links«, rief sie nach vorne zum Taxifahrer. »An der dritten Laterne können Sie mich rauslassen.«

Als der Wagen hielt, sprang sie hinaus und schob einen Geldschein durchs Fahrerfenster. Da sie vollkommen durchgefroren war, wartete sie nicht aufs Wechselgeld, sondern eilte sogleich die Treppen zu ihrer Wohnung hinauf.

Drinnen angelangt, entledigte sie sich als erstes der durchnästen Kleider, warf sie ins Badezimmer und rubbelte sich mit einem Handtuch die Haare trocken. Dann wickelte sie sich fest in einen scharlachroten Herrenmorgenmantel aus Kaschmir, den sie einmal auf einem Second-Hand-Markt er-

standen hatte. Einen Blick in den Spiegel werfend, gab sie sich der Illusion hin, daß ihr eine tragische Tolstoische Romanheldin – zu leidenschaftlich und gleichzeitig zu zartbesaitet für diese Welt – entgegensah. Aber nichts dergleichen. Es war immer noch die gleiche Suze: das nasse Haar in Strähnen, die haselnußbraunen Augen von verwischter Mascara umrandet, eine eigentlich fein geschnittene Nase, zu der allerdings ihr großer Mund mit den lebhaft geschwungenen Lippen in deutlichem Kontrast stand. Salopp gesagt: Das Produkt entsprach in keinster Weise dem gewünschten Image. Mit einem lauten Klicken schaltete sie trotzig das Badezimmerlicht aus.

Es war noch immer vor Mitternacht, und das ganze lange Wochenende lag noch vor ihr. Langsam streifte sie ziellos durch die Wohnung, auf der Suche nach Ablenkung. Mit dem Finger fuhr sie über ihre Video- und CD-Sammlung und klimperte auf der Tastatur ihres Computers. Dann fiel ihr Blick auf eine Flasche Wodka, die sie beim letzten Werbeprojekt geschenkt bekommen hatte. Schließlich öffnete sie den Külschrank, überlegte, ob sie einen klebrigen Fertigkaramelpudding essen sollte, entschied sich jedoch dagegen. Wenn doch morgen nur nicht Samstag wäre, dann könnte sie wie immer ins Büro gehen.

Als das Telefon klingelte, hätte sie den Hörer küssen können. Es war Harry Fox, ihr Chef, der mit einem lautstarken australischen Akzent ins Telefon brüllte.

»Wo in aller Welt haben Sie gesteckt?«

»Ich war aus. Aber ich hatte meinen Anrufbeantworter angestellt...«

»Ich halte nichts von diesen Maschinen«, unterbrach er sie kurzerhand. »Hören Sie, Suze, ich habe da einen wichtigen Auftrag für Sie. Was halten Sie von vier Wochen New York?«

Um Punkt halb acht trat Lloyd Rockwell aus dem Appartementgebäude in der zweiundsiebzigsten Straße West, in dem er wohnte, und machte sich auf den Weg zur U-Bahn-Station.

Es war ein warmer und sonniger Junimorgen, die Luft war klar, und der Himmel strahlte frisch und sauber, als sei er gerade poliert worden. Rockwell schritt guten Mutes aus, wobei ihm ins Auge fiel, wie die sich scharf abzeichnenden Schattenlinien auf dem Bürgersteig die Geometrie der Stadt widerspiegeln. Wie an jedem Tag lächelte er Mrs. Grumbach und ihrem Dackel zu und grüßte die Koreanerin, die wie jeden Morgen ihre Eimer mit Blumen auf den Gehsteig hinausstellte. Am Broadway wartete er, bis die Fußgängerampel auf Grün umsprang, und überquerte die Straße in Höhe des Obstgeschäftes.

An diesem Tag waren vor dem Laden Berge von goldgelben Melonen aufgestapelt, die aus der Türkei, aus Marokko oder aus Südfrankreich eingeflogen worden waren und die New Yorker an ihr gottgegebenes Recht auf Leben, Freiheit und Konsum erinnerten. Als er das exotische Aroma der Früchte einatmete, verspürte Lloyd Rockwell den Wunsch in sich aufsteigen, einen ganzen Beutel voll für Betsy zu kaufen und die saftigen Früchte gemeinsam mit ihr zu genießen. Doch die Melonen kosteten fünf Dollar das Stück, und Betsy und er hatten ein drakonisches Sparprogramm beschlossen, solange sie mit ihrer Doktorarbeit über die englische Schriftstellerin Jane Austen noch nicht fertig war. Also widerstand er der Versuchung, ging zu seinem gewohnten Zeitungsstand hinüber, zog das abgezählte Kleingeld aus der Tasche seines Regenmantels (der Wetterbericht hatte vorausgesagt, daß im Laufe des Nachmittags Regenschauer aus dem Süden aufziehen würden) und kaufte sich die *New York Times*, die er sorgfältig in die Außentasche seiner Aktenmappe schob. Dann stieg er in die stickigen Tiefen der U-Bahn hinunter.

So muß es in der Hölle sein, schoß es ihm dabei durch den Kopf. Das grell-kalte Licht, die verbrauchte Luft, die strengen Gerüche, das Gedränge der Menschen mit ihren verschlossenen Gesichtern, die zwar dicht an dicht standen, aber nie wirklich miteinander kommunizierten. Im Alter von vierzehn Jahren hatte Lloyd im Lateinunterricht bei einem Lehrer, der später wegen Drogenmißbrauchs auf dem Schulgelände vom Dienst suspendiert worden war, Vergils *Aeneis* gelesen. Zwei Dinge waren ihm im Gedächtnis haften geblieben: das lateinische Wort *quercus*, das eine bestimmte Eichensorte bezeichnet, die er nie in seinem Leben irgendwo gesehen hatte, und Vergils schonungslos düsteres Bild von der Hölle, in der die Seelen gequält wurden, indem sie immer und immer wieder das gleiche tun mußten, ohne jede Hoffnung auf Erlösung. Dieses Bild kam ihm in der letzten Zeit erschreckend häufig in den Sinn.

Die U-Bahn war wie immer brechend voll, aber Lloyd gelang es diesmal tatsächlich, ganz vorne im Wagen einen Sitzplatz zu ergattern. Er bemühte sich gerade, seine Beine aus dem Gang zu ziehen, als eine Frau ihre Aktentasche neben seinen Füßen auf dem Boden abstellte und sich an der Griffstange über ihm festhielt. Als der Zug sich schwankend in Bewegung setzte, rutschte ihr Mantel auf und brachte einen ziemlich dicken Bauch zum Vorschein, der sich nur wenige Zentimeter von seinem Gesicht entfernt vorwölbte. Ob die Frau wohl schwanger war, fragte sich Lloyd insgeheim, oder einfach nur ziemlich dick? Er befand sich wieder einmal in einem Dilemma. Sollte er ihr seinen Platz anbieten? Es schien das Einfachste auf der Welt zu sein, aber was, wenn sie womöglich gar nicht schwanger war? Würde sie es am Ende als sexistisch empfinden, wenn er nur aufgrund ihres Geschlechtes seinen Platz für sie räumte? Oder was war, wenn sie gar darauf käme, daß er ihre Dickleibigkeit entdeckt hatte, und es nur deshalb tat? Und falls sie doch schwanger sein sollte: Würde sie es trotzdem als beleidigend empfinden, daß ein Mann es ihr in ihrem Zustand nicht mehr zutraute, die paar Minuten zu stehen? Das Leben schien inzwischen voller solcher Fallen zu sein. Lloyd erinnerte sich noch allzugenut

an ein Mädchen, das ihm den Tennisschläger auf den Kopf geschlagen und ihn als ›Chauvinist‹ beschimpft hatte, nur weil er ihr die Tür zum Clubhaus aufgehalten hatte. Lloyd löste sein moralisches Problem, indem er an der nächsten Haltestelle den Platz – unter dem Vorwand auszusteigen – freimachte, um dann in den nächsten Wagen wieder einzusteigen.

Er konzentrierte sich nun auf das, was ihn an diesem Vormittag bei der Arbeit erwartete. Er mochte diese Phase persönlich am liebsten: Wenn die Recherchen abgeschlossen, die Konkurrenz eingeschätzt war, das Brainstorming mit den Kollegen stattgefunden hatte und es nun ganz allein seine Aufgabe war, aus den vorliegenden Ergebnissen einen knappen und treffenden Slogan zu machen. ›Wir müssen alle zupacken.‹ – ›Komm ins Marlboro-Land.‹ – ›Ich bin ein Berliner.‹ Er fühlte sich im Grunde seines Herzens immer noch als Werbetexter, auch wenn er inzwischen in eine ganz andere Position aufgestiegen war. Ob man Politik, Jeans, Aufklärung über Aids oder Seife verkaufen wollte – es kam letztendlich immer darauf an, den richtigen Slogan zu finden. Und der kreative Umgang mit Worten war Lloyds eigentliche Welt.

An diesem Tag ging es um einen Schuhhersteller aus Montana, dessen Firma in den siebziger Jahren unter dem Namen Sam & Martha als ökologisch orientierte Hippie-Kommune angefangen hatte. Durch einen Modetrend war es plötzlich der letzte Schrei geworden, sich in den Turnschuhen aus ungebleichtem Baumwollstoff zu zeigen. Die Kinder in Harlem trugen sie ebenso wie Andie MacDowell, die für einen Artikel in der Zeitschrift *Vanity Fair* auf ihrer Ranch mit diesen Schuhen fotografiert worden war. Sam & Martha waren inzwischen aus ihrer Haschisch-Trance erwacht, hatten sich die Haare schneiden lassen, sich einen gehobeneren Standort für ihre Firma gesucht und waren nun so weit, mit Nike und Reebok gleichzuziehen. Insgeheim war Lloyd jedoch davon überzeugt, daß sie damit übers Ziel hinausschossen. Er wollte vielmehr die erfrischende Unverbrauchtheit, die das Image der Firma prägte, für die Vermarktung nutzen, indem er in einer Serie von Fernsehspots und Werbeanzeigen alltägliche Situa-

tionen unter dem Motto ›Der Mensch in seinem Lebensumfeld‹ zeigte. Es wurde oft behauptet, daß Werbung nichts anderes als eine weiterentwickelte Form der Lüge sei, aber Lloyd Rockwell war genau vom Gegenteil überzeugt. Seiner Meinung nach war die Werbung am erfolgreichsten, die der Realität am nächsten kam. Er fand mit dieser Einstellung allerdings lange nicht bei allen Kollegen Zustimmung.

Jemand mußte den Chefs von Sam & Martha erzählt haben, daß sich Lloyd die Werbekampagne für die Passion-Fluglinie ausgedacht hatte, denn ihm war mitgeteilt worden, daß sie mit dieser Botschaft ›wirklich etwas anfangen konnten‹ und sie ihn persönlich kennenlernen wollten. Lloyd Rockwells Kollegen hatten ihn die ganze Woche über damit aufgezo- gen, daß er in Sandalen zu dem Treffen erscheinen und jeden mit ›Hey, Mann‹ ansprechen müsse. Lloyd hatte nur wortlos seine perfekt geknotete Brooks-Brothers-Krawatte zurechtgezogen. Sehr lustig.

Falls Sam & Martha auf sein Konzept ansprangen, würde die gesamte Werbeagentur an seinem Erfolg teilhaben. Lloyd würde der ›Mann des Monats‹ werden, und ein ganzes Team von Designern, PR-Leuten, Werbespot-Regisseuren und Presseagenten würde auf das Projekt losgelassen werden. Falls der Kunde allerdings nicht anbeißen sollte, wäre Lloyd für den Verlust eines ganzen Batzens von Geld und Zeit verantwortlich. Er spielte dieses Lotteriespiel mehrmals im Jahr. Und normalerweise erwachte er an den Tagen, an denen er sein Projekt zu präsentieren hatte, unruhig und den Kopf voller wirrer Ideen. Doch an diesem Tag war alles anders.

Obwohl er sich äußerlich nicht von den üblichen Freitagen unterschied, war es doch ein ganz besonderer Tag für ihn. Für die nächsten vier Wochen sollte es der letzte sein, an dem er in die düsteren Tiefen der U-Bahn hinabstieg, um sich von einem unsichtbaren, aber dennoch spürbaren Band alltäglicher Routine morgens zur Arbeit und abends wieder nach Hause zurück zerren zu lassen. Bereits am bevorstehenden Wochenende, in weniger als achtundvierzig Stunden, würde Lloyd ein Flugzeug nach London besteigen und dort die nächsten vier Wochen in der Wohnung eines Fremden woh-